

LEBEN

Eine Erzählung

LEBEN

EINE ERZÄHLUNG

Roswitha Springschitz

© 2020 Roswitha Springschitz

Coverfotos: Roswitha Springschitz

ISBN:

978-3-99110-126-0 (Paperback)

978-3-99110-127-7 (Hardcover)

978-3-99110-128-4 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Den Wert des Lebens
definiert die Gesellschaft,
für den Einzelnen:
kostbar, einzigartig. Und
unbedeutend, namenlos.

Gewidmet den Namenlosen – und allen anderen im
Mittelmeer ertrunkenen Menschen

INHALT

Kapitel I: UNTERWEGS

AN DER SCHWELLE DES TODES

Kapitel II: AUFBRUCH

GEFAHR

HOFFNUNG

ANGST

SCHNITT

Kapitel III: DAVOR

KRIEG

SCHULE

LIEBE

WENDE

CLARA

2019

MEER

EPILOG

NACHBEMERKUNG

KURZVITA

BIBLIOGRAFIE

Die **Personen** dieser Erzählung sind erfunden; die Anfangsbuchstaben ihrer Namen sind X und I (statt Y, dem griechischen „I“) – was darauf hindeuten soll, dass sie willkürlich aus einer großen Anzahl von Menschen „herausgegriffen“ sein könnten; dass ihr Leben und Schicksal beispielhaft für das vieler anderer ihrer „Gruppe“ sein könnten.

Orte der Handlung weisen Ähnlichkeiten mit realen Orten auf, werden aber bewusst nicht definiert: So lebt **Xaver** in einem nicht genannten westlichen Wohlstandsland und **Imani** in einem (real nicht existierenden) afrikanischen Land.

Die **Zeit**, in der die Erzählung spielt, reicht von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis ins Jahr 2020.

Kapitel I
UNTERWEGS

AN DER SCHWELLE DES TODES

Imani versank in den weiten Tiefen des leuchtend blauen Meeres.

Zuvor hatte sie noch mit den Armen gerudert, Salzwasser ausgespuckt, gerufen.

Sie war ermattet und hatte sich überlassen.

Über ihr der strahlend blaue Himmel, Sonnenschein; die unendlich weite, blau leuchtende Fläche des Meeres. Möwengekreisch, vielleicht.

Ein blaugraues Schlauchboot, irgendwo in der Nähe. Leer. Eine winzige Nussschale auf den Wellen.

Einige Delfine, nicht unweit, die sich gemeinsam durch das Meer bewegten; deren runde, glänzende Rücken mit den stromliniengeformten Rückenflossen sichtbar wurden, wenn sie, um zu atmen, an die Oberfläche kamen.

Rund um sie überließen sich andere, nach und nach, der Sogkraft des Wassers, aber dies nahm Imani nicht mehr wahr.

Ihre Gedanken in den letzten paar Minuten waren um ihre beiden Kinder gekreist. Und um ihre Mutter, bei der sie sich befanden.

„Bitte, lass sie leben!“, war ihr Gebet gewesen. „Beschütze sie!“

*

Xaver war nicht mehr bei Bewusstsein, man hatte ihn vor drei Tagen in einen künstlichen Tiefschlaf versetzt. Er lag in einem Bett, auf der Intensivstation; neben ihm Gerätschaften und Monitore, die in regelmäßigen Zeitabständen von Ärztinnen, Ärzten und Pflegekräften in Schutzkleidung überprüft wurden. Jede Überprüfung wurde anschließend in Xavers Krankenkartei vermerkt.

Von all dem bemerkte Xaver wohl nichts, wird jeder und jede annehmen. Dies lässt sich aber nicht sicher behaupten. Die Geräte jedenfalls zeigten keinerlei Veränderungen, wenn andere Menschen im Raum anwesend waren, aber das beweist noch gar nichts.

Genauso wenig lässt sich behaupten, dass Xaver nicht – auf eine bislang unerforschte Art und Weise – träumte. Möglicherweise träumte er zur selben Zeit wie seine Frau und Geliebte, von der er nunmehr seit sieben Wochen getrennt war. Oder zur selben Zeit wie die eine oder andere seiner Töchter. Oder wie seine Enkeltochter, die er zuletzt vor drei Monaten gesehen hatte.

Vielleicht spürte etwas in ihm, dass täglich zur selben Zeit seine ältere Tochter im Krankenhaus anrief, sich nach seinem Zustand erkundigte und danach seine Frau Lena informierte.

Sein Atem ging jedenfalls mithilfe der Geräte ganz regelmäßig, sein Herz schlug gleichmäßig.

Das Fieber war seit Tagen gleich hoch.

*

Einen Tag zuvor war Imani, zusammen mit anderen, nachts an einen Strand gebracht worden. Sie sollten sich absolut ruhig verhalten, kein Wort; sollten in einem an den Strand grenzenden Gebüsch auf das Boot warten, hatte es geheißen; keine Zigarette, möglichst keine Bewegung, war ihnen eingeschärft worden. So hockte Imani da, frierend ... Neben ihr, in einiger Entfernung, saß eine junge schlafende Frau, mit ihrem schlafenden Baby auf dem Schoß.

Es war eine sternklare Nacht, und der leichte Wind, der wehte, war eigentlich mild, doch Imani fror und sie empfand einzig Kälte.

„Nun kommt die alles entscheidende Etappe!“, hatte jemand gesagt, auf dem Weg zum Strand. Weiß ich, das wissen wir doch alle längst!, hatte sie gedacht. Warum sagt er das immer wieder?

Imani roch und schmeckte die salzige Meeresluft in der leichten Brise und nahm das Geräusch der Wellen wahr. Es hörte sich an, als wären sie nicht sehr groß: gut so!

Obwohl sie nah bei den anderen Wartenden saß, war von diesen nichts zu hören. Die meisten waren wohl wach wie sie und bewegten sich keinen Millimeter.

„Die Fahrt wird drei Stunden dauern“, hatte es geheißen.

„Sicher nicht! Die dauert mindestens fünf Stunden! Der Wellengang wird das bestimmen, übrigens“, hatte jemand aus ihrer Gruppe entgegnet.

Eigentlich spielte das für Imani keine Rolle mehr: drei oder fünf oder mehr Stunden. Aber das Boot sollte jetzt endlich kommen!

*

Seit Wochen schon fieberte Xaver hoch. Darum hatte er, bevor man ihn in einen tiefen Schlaf versetzte, nur Bruchteile des Geschehens rund um sich wahrgenommen. Er hatte bemerkt, dass in gewissen Zeitabständen Krankenschwestern, Pfleger, Ärztinnen und Ärzte an sein Bett traten. Unter ihnen waren ihm jene am liebsten, die ihn schweigsam ansahen, hinter ihren Schutzbrillen und Masken, und nur kurz an seinem Bett verweilten. Tatsächlich war er des Öfteren erschrocken, wenn sich diese Personen in unförmigen Schutzbekleidungen ihm näherten; wenn gummibehandschuhte Hände ihn berührten. Er hatte sich in der langen Zeit im Krankenhaus nicht an ihren Anblick gewöhnen können. Manche richteten das Wort an ihn, grüßten beispielsweise freundlich, aber er fühlte sich außerstande, diesen Gruß zu erwidern. Er bevorzugte, alleine im Zimmer zu sein.

Dass jeden Tag jemand an sein Bett trat, um ihm die Grüße seiner Frau, seiner älteren Tochter Angelika und Enkeltochter auszurichten, bemerkte er nicht. Manchmal nur löste diese Mitteilung ein Gefühl oder eine Erinnerung in ihm aus. „Ihre Frau hat angerufen. Sie lässt Sie grüßen!“ Meine Frau ... Wo ist meine Frau? Ich weiß eigentlich nicht, wann ich Lena das letzte Mal gesehen habe und warum sie mich im Krankenhaus nicht besucht ..., überlegte er dann. Aber irgendeinen Grund dafür gibt es ... Er nickte, als wisse er Bescheid.

Einmal kam ein Vögelchen auf das Fensterbrett jenes Fensters geflogen, neben dem sein Bett stand, das freute

und erregte ihn; aber das zarte Vögelchen war so schnell wieder weggeflogen, dass er danach meinte, er habe sich dies nur eingebildet. Er dachte an seine kleine Enkeltochter und hoffte, das Vögelchen würde wiederkommen.

Viele Tage und Nächte des Fiebers reihten sich aneinander.

Das ärztliche Konsilium beschloss deshalb, ihn für einige Zeit in einen tiefen Schlaf zu versetzen. Dies wurde ihm mitgeteilt, erreichte ihn aber nicht ganz. Dass es so leichter für ihn werde, wurde ihm gesagt. Dass dies eine für seine Genesung erforderliche Maßnahme sei.

*

Alle im Boot hatten jegliches Zeitgefühl verloren: Die Zeit bis zum Sonnenaufgang war noch eine gute gewesen, eine hoffnungsvolle. Sie hatten, ganz leise, ein Lied angestimmt, als sich der Sonnenball aus dem Meer erhob: Nun würden sie es bald geschafft haben! Die kalte Nacht war vorüber, das verheißene Land lag vor ihnen; das Meer war ruhig, und das war gut so, denn das Boot war viel zu voll. Sie saßen dicht aneinandergedrängt und fast wie auf einem Floß, nur wenige Zentimeter über der Wasseroberfläche.

Imani war hungrig und durstig; sie hatte nur mehr ein paar Schlucke Wasser und ein winziges Stück Brot, aber das war ohnehin besser so, dachte sie, denn so musste sie nicht urinieren. Und sie würden hoffentlich bei ihrer Ankunft mit Wasser und Essen versorgt werden ... Bald schon ... Imani glaubte aber eigentlich nicht daran. Besorgt nahm sie wahr, dass plötzlich Wind aufgekommen war und die Wellen nach und nach immer höher wurden. Ein Hubschrauber tauchte auf, zog eine Schleife über dem Boot und verschwand in der Richtung, aus der er gekommen war: Hoffentlich ein gutes Zeichen!

Keiner der Menschen an Bord wusste, dass im nicht allzu weit entfernten Hafen das Schiff „Sea Aid 1“ am Auslaufen gehindert wurde. Es hatte Schwimmwesten an Bord und die Mannschaft war darauf vorbereitet, auf das mittlerweile stürmische Meer hinauszufahren, in Richtung des Bootes. Die Kapitänin, eine junge Frau, hatte auf ihrem Handy noch einen SOS-Ruf an das in einem nahen

Hafen liegende Schiff „LifeSaver“ abgegeben, bevor sie von bewaffneten Polizisten abgeführt und in Untersuchungshaft genommen wurde: Sie habe, trotz fehlender Erlaubnis seitens der Regierung, Anstalten gemacht, mit ihrem unter ausländischer Flagge fahrenden Schiff auszu-
laufen, dadurch habe sie sich strafbar gemacht. Sie wusste, dass diese Anschuldigung jeglicher Rechtsgrundlage entbehrte.

Kurz nachdem die Kapitänin, eskortiert von zwei bewaffneten Polizisten, von Bord ihres Schiffes gegangen war, kenterte das kleine Boot draußen im hohen Wellengang ...

*

Als Lena bei ihrem Anruf im Krankenhaus erfuhr, dass man ihren Mann nun in einen tiefen Schlaf – auf unbestimmte Dauer – versetzen würde, ging ihr der letzte Rest Kraft verloren. Dies bemerkte Angelika, die unmittelbar danach anrief. „Es ist gut so, Mama, wirklich! Lass, du kannst jetzt nichts machen“, sagte sie – und bekam keine Antwort. „Passt es für dich, wenn *ich* in Zukunft jeden Tag im Krankenhaus anrufe? Wenn du das nicht mehr machen musst?“

Auf diese Frage entgegnete ihre Mutter, nach geraumer Weile: „Später! Reden wir später! Ich kann jetzt nicht ... Verzeih ...“

Lena setzte sich auf die Wohnzimmercouch und blieb dort sitzen, viele Stunden lang. Sie hatte nicht das Bedürfnis, sich auch nur einen Millimeter zu bewegen. Nach und nach breitete sich eine tiefe Leere in ihr aus, gleich einem inneren See, dessen Wasserstand steigt; in den sie eintauchte. Sie empfand diesen Zustand als beruhigend und fühlte sich darin Xaver ganz nahe. (Der Zustand war, möglicherweise, von derselben Tiefe wie Xavers Schlaf.)

An diesem Tag nahm sie nichts zu sich; trank nur zwei große Gläser Wasser.

Die Nacht über schlief sie sehr schlecht – im Grunde so gut wie gar nicht – und erwartete die Morgendämmerung. Beim ersten Vogelgezwitscher stand sie auf, trank ein Glas Wasser und setzte sich wieder auf die Couch.

„Kannst du bitte ... kann jemand ... einen Priester zu Xaver ...?“, fragte sie Angelika, die vor ihre Wohnungstür, im verordneten Sicherheitsabstand und mit Mund-Nasen-Schutz, gekommen war.

„Das geht doch nicht, das weißt du ja, Mama! Ich kann den Pfarrer anrufen, damit er für Papa betet. Papas Zustand ist weiterhin kritisch, haben sie mir heute mitgeteilt. Mehr können sie momentan nicht sagen. Soll ich nun den Pfarrer anrufen?“ Lena zuckte mit den Achseln. Vor acht Wochen ... da waren wir noch ... da war noch alles ..., ging ihr durch den Kopf. Die langen Wochen, seit Xaver aus der Wohnung weggebracht worden war, erschienen ihr unwirklich und unfassbar. Sie winkte ihrer Tochter zum Abschied zu und schloss die Türe; stellte dann das Essen, das Angelika mitgebracht hatte, in den Kühlschrank und setzte sich wieder auf die Couch ...

